

# Gold gab ich für Eisen – eine Spurensuche

von Georg Opdenberg

Als mein Großvater im Januar 1970 starb, kam auf Wunsch seiner Tochter ein neuer Stein auf die Familiengruft, in der schon die Großeltern und ihre Mutter ruhten. Er war ganz im Stil der Zeit: grauer, blank polierter Granit und die Inschrift: Familie Opdenberg. Auf dem alten, ebenfalls ganz im Stil seiner Zeit, standen die vollen Namen und die Lebensdaten. Die Alten haben früher so viel auf die Steine geschrieben, damit sie weiterlebten. Sie wollten im Gespräch bleiben, denn so lange man sie beim Namen kannte und über sie sprach, lebten sie weiter unter uns. Warum wurden ihre Namen ausgelöscht? Wie alt waren sie? Wer weiß jetzt noch, wer hier begraben liegt – die Eltern, die Großeltern, vielleicht auch die Urgroßeltern?

Es heißt: Väter leben in ihren Söhnen fort. Wenn ich nun schon das Leben eines anderen weiterleben und vielleicht auch weiterführen soll, ohne gefragt zu werden, ist es dann nicht wichtig zu wissen, wer diese Menschen waren? Wenn die Lebensmitte schon weit überschritten ist und die Fragen kommen, denkt man, warum habe ich damals nicht gefragt? Aber woher soll ein Kind wissen, was es fragen soll? Was ist wichtig? Und warum haben die Alten so wenig von sich erzählt, als noch Zeit dazu war? Und dann, kaum dass sie unter der Erde sind, werden die wenigen „Lebenszeichen“ noch fast spurlos beseitigt.

Unser Geschäftswahlspruch hieß: „Gut bedient bei Opdenberg – seit 1888“. „Ganz Krefeld brennt – Deußens Kohlen“ hatte ein Kohlenhändler aus dem Südbezirk auf seinem Lieferwagen stehen, was meinem Vater oft die Zornesröte ins Gesicht trieb. Waren unsere Kunden keine Krefelder? (Vor kurzem hörte ich, dass dieser Werbespruch: „Ganz Krefeld brennt“, der in einem Bogen über einer stark vereinfachten Stadtsilhouette stand, aus der rote und gelbe Flammen schlugen, auch den britischen Besatzern nicht gefiel. Sie jedoch sahen darin eine deutliche Kritik an ihrer Art der Kriegsführung, was beispielsweise die Bombardierung Krefelds betraf. Um mit diesem Zeichen auf der Autotür wieder ungestört die Kohlen ausliefern zu können, war der Nachweis nötig, dass dieses Emblem schon aus der Zeit vor dem Krieg stammte.) Also, im Drei-Kaiser-Jahr 1888 wurde mein Großvater geboren, nach seinem Vater und Großvater benannt und auch ich trage seinen Namen, wie mein Vater. Aber mit „seit 1888“

war die Firma gemeint und deren Gründer war mein Urgroßvater.

Die Opdenbergs kann man im Kirchenbuch von Kaldenkirchen, das 1609 angelegt wurde, bis auf die erste Seite zurückverfolgen. Aber mein Urgroßvater war wohl einer der wenigen von ihnen, der seine angestammte Heimat verließ. Er ging nach Krefeld und gründete dort eine Familie und eine Firma. Das ist jetzt erst 120 Jahre her und doch weiß ich so gut wie nichts von ihm. Und es gibt auch keinen mehr, der ihn gekannt hat und den man fragen könnte. Für ein reiches und erfülltes Leben und eine große Zahl Nachkommen bis auf den heutigen Tag ist das bedauerlich wenig. Es muß doch noch einiges geben, wenn auch vielleicht unbeachtet und bisher übersehen, das sich auf ihn zurückführen ließe, um die Frage zu beantworten: woher komme ich?

Weil die Gesetze es mit einem Mal vorschrieben, musste seine Tochter, Lehrerin in St. Tönis, für ihre weitere Anstellung in staatlichen Diensten ihre arische Herkunft nachweisen. Diese Unterlagen befanden sich noch mit einigen pädagogischen Büchern vom Anfang des Jahrhunderts und einem Poesiebuch aus ihrer Kinder- und Studentenzeit in ihrem Nachlass und darin fand ich die ersten Spuren zu meinem Urgroßvater, dem Firmengründer. Johann Heinrich Opdenberg, geboren am 12. Mai 1858 in Kaldenkirchen, war eines der 10 Kinder des Faßbinders Peter Matthias Opdenberg und seiner Frau Maria Helene Levalier. Der Vorname, Johann oder Heinrich heißen weder sein Vater noch Großvater, und seine Geburt fast 15 Jahre nach der Hochzeit seiner Eltern lassen die Annahme zu, daß er zu den jüngeren Geschwistern gehörte.

Durch einen glücklichen Zufall fand sich in St. Tönis auch ein Brief von ihm an seine Schwester und ihren Mann. Als Musketier in einem Infanterieregiment in Köln dankt er ihnen am 18. Februar 1879 für eine Geldsendung und hofft, dass nun, nach 3½ Monaten, auch die restlichen drei Jahre herumgehen werden. Die Schrift ist flüssig und ausgeprägt, aber Sprache und Schreibstil sind „gewöhnungsbedürftig“. Hat er sich beim Militär für diese lange Zeit verpflichtet? Folgte auf die Volksschule eine Lehre und die Mitarbeit in der väterlichen Faßbinderwerkstatt oder bei einem anderen Handwerker? Entstand vielleicht über die Schwester in St. Tönis oder

die Ähnlichkeit der Berufe ein Kontakt zu seinem späteren Schwiegervater Hermann Schramm, der in St. Tönis eine Schreinerei besaß? Jedenfalls gesichert ist seine Heirat am 17. Oktober 1887 in St. Tönis mit Helene Schramm und der anschließende Umzug mit ihr nach Krefeld. Warum das Paar nach Krefeld zieht, mag verschiedene Gründe haben. Sicherlich hatten die älteren Brüder und Schwestern von Johannes die besten Plätze in Kaldenkirchen schon besetzt, als er, fast 30jährig, einen eigenen Hausstand gründen wollte. Darüber hinaus übte die aufstrebende Industriestadt Krefeld, damals noch mit C geschrieben, mit ihrem großen Bedarf an unterschiedlichsten Arbeitskräften in dieser Zeit eine große Anziehungskraft auf die Bewohner der umliegenden ländlichen Gemeinden aus.

Schon Anfang der 1870er Jahre findet sich in den Krefelder Adressbüchern ein Lokomotivführer Franz August Opdenberg mit Frau und Kind, aus Kaldenkirchen wie ursprünglich alle Opdenbergs. Möglich ist, dass dies ein älterer Bruder oder Vetter von ihm war, der ihm zu diesem Ortswechsel riet und dem er in die aufstrebende Metropole folgte.

Besonders für die Zuwanderer aus dem ländlich katholischen Umland waren die vorausgegangenen zwei Jahrzehnte eine turbulente und aufgeregte Zeit. Seit 1869 galt die Gewerbefreiheit. Ohne Zunftzugehörigkeit oder andere Beschränkungen konnte jeder das von ihm gewählte Gewerbe ausüben. Der deutsch-französische Krieg 1870 – 71 endete mit der Ausrufung des deutschen Kaiserreiches. Der danach beginnende sogenannte Kulturkampf zwischen dem preußischen Staat und liberalen Parteien auf der einen und der katholischen Kirche und dem Zentrum auf der anderen Seite wurde in Krefeld mit besonders großer Erbitterung geführt. Christlich-soziale Arbeitervereine wurden verboten, Predigten zensiert, Geistliche abgesetzt, die katholischen Schulen der staatlichen Aufsicht unterstellt. Kirchliche Orden wurden aufgelöst und von der katholischen Kirche spaltete sich eine große Gruppe, die Altkatholiken, ab, was einen Streit um die „Rechte“ an den Kirchengebäuden auslöste. Der Kampf, aus dem der Katholizismus und das Zentrum gefestigt und gestärkt hervorgingen, dauerte fast ein Jahrzehnt. In den folgenden Jahren, in denen Bismarck mit den Sozialistengesetzen auf sozialdemokratische Organisationen



Abb. 1. Helene Opdenberg, geb. Schramm  
\* 22. Juni 1859 in St. Tönis  
† 1. Januar 1929 in Krefeld

und Gewerkschaften einen starken Druck ausübte, wurde versucht, die Arbeiterschaft, in den letzten Jahren durch eine immer stärkere Industrialisierung enorm gewachsen, wieder stärker an die Kirche zu binden. Vor allem im Westen und Süden wuchs Krefeld mit atemberaubender Geschwindigkeit. Für die vielen Zuzügler musste nicht nur Raum zum Wohnen und Schlafen, sondern auch zum Arbeiten bereitgestellt werden, denn die Hausweberei wuchs in gleichem Maße. Ganze Straßenzüge mit den typischen Krefelder Häusern entstanden, oft in spekulativer Absicht. Der wirtschaftliche Aufschwung, besonders des Bürgertum, war unübersehbar. Aber das Textilgeschäft war immer auch wechselnden Strömungen unterworfen und die Industrialisierung nahm immer mehr zu und immer schneller waren immer mehr Menschen gezwungen, in den Fabriken zu arbeiten und die Hausweberei, bei der ein großer Teil der Familie mitarbeiten konnte/musste, kam an ihr Ende.

Die Nähe von St. Tönis, dem Elternhaus seiner Braut, zu Krefeld macht es wahrscheinlich, dass mein Urgroßvater schon vorher einige Zeit oder zumindest einige Male in Krefeld gewesen war, um „Quartier zu machen“ und um die Bedingungen für eine Geschäftsgründung zu erkunden. Sicher ist es nicht, aber einmal angekommen, geht er zügig und zielstrebig zu Werk. Am 1. April 1888 meldet Johann Heinrich Opdenberg seinen Kohlenhandel an. Nach Angabe des Adressbuches ist er der 80. Kohlenhändler in Krefeld. Es ist ein bedeutungsvolles Jahr, das später so genannte Drei-Kaiser-Jahr. Wilhelm I., seit 1871 deutscher Kaiser, stirbt. Sein Sohn Friedrich regiert nur 99 Tage und mit seinem Enkel Wilhelm II. beginnt eine neue Zeit. Das alles kann

er bei der Geschäftsgründung am 1. April nicht wissen, aber im gleichen Jahr wird auch sein 1. Sohn geboren. Er nennt ihn Matthias nach seinem Vater und Johannes. Ein Vorname, der sich in dieser Familie immer wieder bis an den Anfang der Aufzeichnungen findet. Sein Enkel, drei Jahre nach seinem Tod geboren, wird bewusst nach ihm Hans-Heinz (Johannes-Heinrich) benannt.

Im Westen der Stadt, einem Viertel, das in wenigen Jahren aus dem Boden gestampft und schachbrettartig angelegt worden war, vollgestopft mit Einwanderern vom ganzen Niederrhein, beginnt er seinen Kohlenhandel, ergänzt durch Transporte und Umzüge. Ausschlaggebend für die Ortswahl ist sicherlich der benachbarte Westbahnhof, an dem die Fabrikarbeiter aus den umliegenden Dörfern und die Kohlenzüge ankommen. Vielleicht ahnt er aber auch schon, dass wenige Jahre später an der Landstraße nach St. Tönis, eine große neue Gasanstalt gebaut werden soll. Gas wird aus Kohle gewonnen und mit dieser neuen Anstalt will die Stadt in Konkurrenz zu den privaten Gaserzeugern treten, die in wenigen Jahren unermesslich reich geworden waren.

Für die ersten Jahre des Unternehmens lassen sich in den verfügbaren Quellen keine nachgewiesenen Lagerplätze finden. Möglicherweise verkaufen sie, nach Art der Hausierer, die Kohlen zunächst nur vom Wagen herab, wie auch in späteren Jahren in den Sommermonaten, wenn sich nicht genügend andere Arbeit fand. Die Häuser, in denen sie in den ersten Jahren gemeldet sind, besitzen keinen geeigneten Hof, in denen die Kohlen gelagert oder der Karren abgestellt werden kann. Aber er und seine Frau müssen sehr sparsam gewesen sein und sehr gut gewirtschaftet haben, denn schon 10 Jahre später, 1898, sind sie in der Lage, das Haus Nr. 240 auf der St. Anton Straße zu kaufen. Es ist eines dieser charakteristischen alten zweigeschossigen Drei-Fenster-Häuser, welche die alten Landstraßen, die aus der Stadt herausführen, gesäumt haben. An den später angebauten Flügel schließt sich ein Pferdestall und ein Schuppen an und Lagerplatz für die Kohlen ist auch noch vorhanden. Im Vorderhaus, neben der Tordurchfahrt, befindet sich der kleine Laden, in dem Helene einen Kolonialwarenhandel betreibt und sicher auch die Bestellung für Kohlenlieferungen annimmt. Erwähnt wurde auch einmal ein Milchgeschäft. Die Zusammenstellung von Milch und Kohle, in der Vorstellung reizvoll wegen des Gegensatzes schwarz und weiss, soll in jener Zeit üblich gewesen sein und hing wohl mit den Transportmöglichkeiten, d. h. dem vorhandenen Pferd, zusammen. Ein Großteil der oberen Räume ist trotz der zahlreichen Kinder vermietet. Zwei Zimmer für eine ganze Familie, heute kaum zumutbar, waren üblich in jener Zeit. Kurz nach Erwerb wurde das Haus an das städtische Kanalnetz angeschlossen und der hinderliche Graben beiderseits der



Abb. 2. Johann Heinrich Opdenberg  
\* 12. Mai 1858 in Kaldenkirchen  
† 29. Juli 1921 in Krefeld

Straße zugeschüttet. Einen Plan aus dieser Zeit bekam ich von Nachbarn geschenkt, die das Haus gut 30 Jahre später gekauft hatten. Am 7. April 1900 wird das achte Kind geboren und nach den Unterlagen des Standesamtes haben sie schon vier davon begraben müssen. Wirtschaftlich scheint es mit dem kleinen Unternehmen, trotz großer wirtschaftlicher Turbulenzen in der Stadt, weiter bergauf zu gehen.

In dieser Zeit beginnt man auch mit den ersten „geordneten“ Martinszügen. Zwar wurde der Martinsbrauch von den Kindern auch in unserem Viertel schon vorher gefeiert, indem sie mit Fackeln, meist aus ausgehöhlten Runkelrüben auf eine Bohnenstange gesteckt, von Haus zu Haus zogen. Aber zum Schrecken der Erwachsenen artete das Treiben, verbunden mit dem Betteln um Süßigkeiten, meist aus. Die Familienlegende will, dass in diesen Jahren auch der Brauch begann, bei den Laternenumzügen im Westbezirk den St. Martin zu stellen. Ein Grund hierfür könnte sein, dass sie die einzigen waren, die ein Pferd besaßen, dasjenige, mit dem sie jeden Tag die Kohlen auslieferten. Zum anderen war es sicher eine gute Gelegenheit, den Bekanntheitsgrad zu steigern bei der großen Konkurrenz die es gab, und so noch ein paar neue Kunden zu werben. Später, nach dem Krieg, den die Alten den Großen nannten und die Nachgeborenen den Ersten, sollte in der Tradition der Sohn, nach dem zweiten Weltkrieg der Enkel und heute sein Urenkel folgen. Das St. Martins Kostüm, bestehend aus einem weißen, hemdartigen Untergewand, wohl aus einer Sakristei ausgemustert, einer roten Mitra mit einem großen Kreuz aus Goldlitze, dem weiten roten Samtmantel, den immer schon viel zu engen, irgendwoher geerbten

schwarzen Reitstiefeln, dem langen weißen Bart aus Engelshaar und dem mit Silberbronze bemalten Holzschwert, Ende der 1940er Jahre so zusammengestellt, liegt immer noch in dem gleichen alten grünen Koffer.

1910 kauft Johann Opdenberg ein noch als Garten genutztes Grundstück an der Jägerstraße, gegenüber den Blumensälen und eingeklemmt zwischen einem dreigeschossigen Drei-Fenster-Haus und dem Webesaal einer Weberei. Drei Jahre später lässt er hierfür von dem Krefelder Architekten H. A. Ostwald ein großes, wuchtiges, viergeschossiges Haus mit Tordurchfahrt planen. Es ist beeindruckend und ganz anders als die Krefelder Häuser der Gründerzeit in ihrem meist schlichten Klassizismus oder die verspielten Ausläufer des Jugendstils in den Nachbarstraßen. Aber es beginnt eine Zeit, in der man weniger Häuser und mehr Granaten und Kanonen baut. Vielleicht hat sich das wirtschaftliche Pendel der Opdenbergs auch seinem Scheitelpunkt genähert. In der großen Welt beginnt ein lautes Säbelrasseln und ein Jahr später will man in den Krieg. Das Grundstück bleibt, von einigen Schuppen abgesehen, bis auf den heutigen Tag ungebaut. Der Plan, auf Johann Opdenberg ausgestellt und auf Leinen aufgezogen, hat die Wirren der Zeit in irgend einer Schublade überlebt. Und dieser Plan ist wohl auch der Grund für die später geäußerten Verdächtigungen und Schuldzuweisungen, das Haus sei deshalb nicht gebaut worden, weil sein Sohn Johann Opdenberg das Geld für den Bau im Wirtshaus und beim Kartenspiel durchgebracht hat. Aber hier muss in der Erinnerung etwas durcheinander geraten sein, dessen Gründe in das Kapitel Väter und Söhne gehören.

Im Sommer 1914 zieht man mit großer Begeisterung und patriotischen Gefühlen aus, und schon wenige Wochen danach verändert sich das Leben in der Stadt. Die Männer fehlen, die Aufträge für die Fabriken blieben aus, die Webstühle stehen still, und die Arbeiter bekommen keinen Lohn mehr. Der einzige Sohn gerät schon wenigen Wochen nach Kriegsbeginn in französische Kriegsgefangenschaft. Nach Umstellung der Produktion auf die Kriegswirtschaft fehlen dann, wegen ständig neuer Einberufungen, die Arbeitskräfte und viele Frauen müssen nicht nur in den Fabriken die fehlenden Männer ersetzen. Der Rohstoffmangel macht sich überall bemerkbar und mehr noch der Mangel an Nahrungsmitteln. Die Steckrübe, ursprünglich als Viehfutter genutzt, muss für große Teile der Bevölkerung die Kartoffel ersetzen. Die Sterblichkeitsrate in der Stadt wächst ständig. In dieser Zeit heiratet seine älteste Tochter Agnes.

Plötzlich ist der Krieg zu Ende. Am 9. November 1918 wird ein Arbeiter- und Soldatenrat gewählt, der versucht, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Alle deutschen Truppen müssen das linke Rheinufer verlassen und ein Großteil davon zieht durch Krefeld. Ihnen folgen am

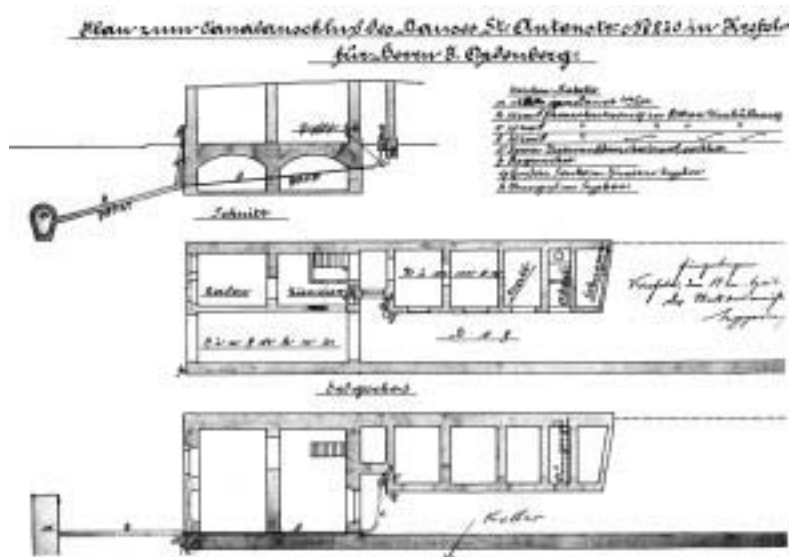


Abb.3. Plan zum Kanalanschluss des Hauses St. Anton Straße

7. Dezember belgische Besatzungstruppen. Das darauf folgende Ende der Rüstungsproduktion und die massiven Entlassungen von Heeresangehörigen bewirken nun mitten im Winter eine Massenarbeitslosigkeit. Endlich kehrt auch Ende November 1918 der Sohn aus der Gefangenschaft zurück. Anfang des neuen Friedensjahres erblickt sein erstes Enkelkind das Licht der Welt, nach Mutter und Großmutter nun Leni genannt.

Johann Heinrich Opdenberg ist zu dieser Zeit schon schwerkrank. Zu Beginn des Krieges war er noch Schützenkönig geworden, so wird erzählt. Wegen der sich häufenden Gefallenmeldungen sollte die Feier auf die Zeit nach dem Sieg verschoben werden. Die belgischen Besatzer sorgen nun für einen weiteren Aufschub. Im Frühjahr 1921 nimmt sein Sohn in seinem Beisein für ihn die Parade ab und er verfolgt den abendlichen Ball „mit Tränen in den Augen“ von einem Ehrensitze aus. Er stirbt am 29. Juli 1921. Begraben wird er auf dem neuen städtischen Hauptfriedhof in einer neuen Gruft. Sie besteht noch heute und in ihr ruhen nun schon drei Generationen.

Weiß ich jetzt, nach all' der Suche, wer dieser Mann gewesen ist? Was sagen mir diese verschiedenartigsten und an unterschiedlichsten Stellen aufgefundenen, oft widersprüchlichen Mosaiksteinchen? Was für einen Eindruck hinterlassen sie? Ergeben sie ein verlässliches Bild?

Es gibt nur eine Photographie von meinem Urgroßvater. Vor schwarzem Hintergrund blickt in dreiviertel Ansicht ein gut 50-Jähriger, fast haarlos, aber mit graumelierten Vollbart und buschigen Augenbrauen, den Betrachter mit müden Augen an.

Aber da war noch etwas anderes, etwas, das ich fast vergessen hatte. Da ist noch der Ring und die Geschichte, die mir mein Großvater einmal erzählte, als ich mit ihm zusammen

nachmittags auf den Kohlsäcken vor dem Brikettschuppen saß. „Gold gab ich für Eisen“, sagte er irgendwann. In einer Schublade seines Kleiderschranks hatte ich in einer Pappschachtel ein paar Münzen und Medaillen entdeckt und auch eine Uhr, die aber nicht mehr ging. Eine der großen Medaillen war aus Bronze, „Für Verdienste um das Brieftaubenwesen“ stand auf der einen Seite, auf einer anderen waren der Kaiser und die Kaiserin. Außerdem hatte sie ein Loch, wohl um sie aufzuhängen. Er gab sie mir und zu dem Ring, der auch in der Schachtel lag, erzählte er eine Geschichte: Damals, als der Krieg begann und viele neue Waffen gebraucht wurden, suchten die Menschen alles an Altmetall zusammen, was sie nur finden konnten. Auch die meisten alten Töpfe und Pfannen wurden abgegeben. Aber viele Männer und Frauen gaben auch ihre Trauringe ab. Der Kaiser sollte/wollte mit diesem Gold neue Waffen kaufen, um den Krieg doch noch zu gewinnen. Auch ihre goldenen Uhrketten und ihren Schmuck gaben sie ab und bekam einen Ersatz aus Eisen, wie für die Ringe. Nun, fast 50 Jahre später, kommt mir der Gedanke, dass der Ring doch gar nicht von ihm sein konnte, wie ich immer annahm. Mein Großvater war zu der Zeit noch nicht verheiratet und befand sich zudem in Kriegsgefangenschaft. Wenn also der Ring nicht auf anderen Wegen in diese Schachtel gekommen war, bestand ja die Möglichkeit, dass er von meinem Urgroßvater war. Wider Erwarten fand ich ihn schon nach kurzem Suchen und zum ersten Mal las ich bewusst die Umschrift: VATERLANDSDANK 1914. Nun hielt ich endlich etwas in meinen Händen, das meinem Urgroßvater gehört hatte. Vorsichtig versuchte ich ihn anzustecken, aber er war viel zu klein, erst recht für eine Hand, die den ganzen Tag Kohlen schaufeln und Säcke tragen musste. Aber vielleicht war er ja von meiner Urgroßmutter, die ihren Trauring abgegeben hatte in Gedanken an ihren Sohn.

# Gedenkstein für verstorbene Kinder auf dem Hauptfriedhof Krefeld

von Jörg Baltzer

Eine Schwangerschaft ist für das Elternpaar eine Zeit der Freude, des Hoffens, des Wartens aber auch des Staunens. Die Ultraschalluntersuchung führt schon frühzeitig dazu, dass das noch ungeborene Kind mit allen Einzelheiten bekannt werden kann. Während die Mutter früher erst durch die Kindsbewegung das heranwachsende Leben bemerken konnte, ist es heute für das Ehepaar schon in den ersten Schwangerschaftswochen möglich, ihr Kind im Ultraschallbild zu erkennen. Um so mehr stellt der Kindsverlust einen einschneidenden Verlust und eine tiefgreifende Krisenerfahrung für die Betroffenen dar. So sind ein fester Bestandteil im Betreuungskonzept der Frauenklinik im Klinikum Krefeld Gespräche für verwaiste Eltern mit der evangelischen bzw. katholischen Krankenhausseelsorge (Frau E. Grube, Frau U. Schön).

Als Schwerpunktlinik und Perinatalzentrum werden der Frauenklinik im Klinikum Krefeld nicht nur Frauen mit Risikoschwangerschaft, sondern auch häufig Frauen, bei denen das Kind noch in der Schwangerschaft abgestorben war, zugewiesen. Infolgedessen hat sich im Umgang mit dieser für alle Beteiligten belastenden Situation des Kindsverlustes umfangreiche Erfahrung angesammelt. Nach der Entbindung des toten Kindes werden Fotos für die Eltern angefertigt, es wird dann in ein mit Blumen geschmücktes Weidenkörbchen gelegt, um den verwaisten Eltern in Ruhe die Abschiednahme zu ermöglichen.

Die Erfahrung hat auch gezeigt, dass die Eltern bei anonymer Bestattung doch gern wüssten, wo das Kind beerdigt wurde. Dies war der Anlass, gemeinsam mit der evangelischen und katholischen Klinikseelsorge und dem Direktor des Instituts für Pathologie, Professor Dr. M. Gokel, und Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Frauenklinik zu überlegen, wie man diesem Wunsch der Eltern entsprechen könnte. Es wurde der Plan gefasst, eine Begräbnisstelle für diese Kinder mit einem Gedenkstein zu gestalten mit der Aufschrift „Unseren Kindern“. Mit dieser Inschrift können sich Angehörige aller Religionen bzw. Religionsgemeinschaften identifizieren.

Mit diesem Plan wurden erste, außerordentlich konstruktive Gespräche mit Herrn Dipl.-Ing. M. Betsch vom Fachbereich Grünflächen

geführt. Es war beeindruckend, zu erleben, wie Herr Betsch sofort von diesen Plänen überzeugt war. Es wurde gemeinsam ein besonders schöner Platz auf dem Hauptfriedhof im Grabfeld 53 gefunden.

Auch die Suche nach einem passenden Gedenkstein hatte sehr rasch zum Erfolg geführt. Der Steinmetz aus Hüls, A. Franzen, zeigte mir einen besonders schönen, rötlich gefärbten Findling. Bewegend für mich war, dass Herr Franzen von dem Projekt so angetan war, dass er mir anbot, die Steinmetzarbeiten dem Projekt zuliebe kostenlos auszuführen.

In gemeinsamer Planung mit dem Friedhofsamt wurde die weitere Gestaltung des Grabfeldes vorgenommen. Um den Stein herum wurden in einer ovalen Umfriedung Gletscherkiesel gelegt. Es besteht für die Angehörigen die Möglichkeit, entweder Kiesel mit dem Namen des Kindes zu beschriften oder neue mit dem Namen versehene Kiesel hinzuzulegen.

Zwei neu aufgestellte Bänke laden zur Ruhe und Besinnung ein. Die Finanzierung der Gestaltung des kleinen Grabfeldes erfolgte gemeinsam mit dem Schatzmeister des „Vereins der Freunde und Förderer der Frauenklinik in den Städtischen Krankenanstalten Krefeld e.V.“, Herrn Dipl.-Kfm. W.A. Jansen.

Bewegend für alle Teilnehmer war die Feierstunde mit der Segnung von Grabfeld und Stein. Vertreter der evangelischen und der katholischen Gemeinde sowie der mennonitischen Gemeinde waren genauso beteiligt wie Vertreter der griechisch-orthodoxen Gemeinde, der Freikirchen sowie der Rabbiner, der einen Psalm aus dem Alten Testament verlas, und der Imam, der eine Sure aus dem Koran sang. Diese Einheit der Kirchen und Religionsgemeinschaften am Gedenkstein für unsere verstorbenen Kinder wird sicherlich allen unvergessen bleiben.

Dass unser Anliegen, verwaisten Eltern einen Ort des Gedächtnisses an ihr Kind zu schaffen, auch von der Öffentlichkeit wohlwollend registriert wurde, zeigte sich, als am „Tag des Friedhofs“ der größte Sommerblumenkranz von Krefeld gerade an dieser Stelle niedergelegt wurde.



Ein spezielles Merkblatt der Klinik weist den Eltern den Weg zu diesem Grabfeld. Alle zwei Monate werden Kinder bestattet. Die Beerdigung gestaltet ein Krefelder Bestatter, dem diese Aufgabe ein besonderes Anliegen ist. Die erste Bestattung wurde von Herrn J. Zelz vorbereitet. Die Krankenhausseelsorge des Klinikums Krefeld bietet anlässlich der Bestattung eine Trauerfeier an. Zu dieser Trauerfeier werden verwaiste Eltern eingeladen. Die Feier wird in einer religiös und konfessionell offenen Form gestaltet, eine Gruppe von zurzeit vier Theologinnen unterschiedlicher Konfession entwickelte diese Form.

Mit dieser Vorgehensweise wird Leben gewürdigt. Dem Schmerz um den Verlust des Kindes wird Raum gegeben. Jedes Kind – und sei es noch so klein – soll in unserem Leben seinen Platz bekommen und in Erinnerung bleiben.

Auf Anforderung der Schriftleitung der größten Zeitschrift für Gynäkologie und Geburtshilfe, der Zeitschrift „Geburtshilfe und Frauenheilkunde“, Thieme-Verlag, Stuttgart, wurde ein Beitrag verfasst, der den Umgang mit früh und frühest verstorbenen Kindern unter Einbeziehung der Krefelder Erfahrungen erläutert, um auch Frauenärztinnen und Frauenärzte für diese Problematik zu sensibilisieren und Hilfestellung im Umgang mit verwaisten Eltern zu geben.